

AXEL BECKER

DIE
WAS GRENZENLOSE LIBERALITÄT
TOLERANZ
UNS UND UNSEREN KINDERN
FALLE
ANTUT

BELTZ

Leseprobe aus: Becker, Die Toleranzfalle, ISBN 978-3-407-86411-6

© 2016 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86411-6>

INHALT

EINLEITUNG 9

I. WAS LÄUFT, ABER NICHT GEHT 15

1. Missverstandene Vielfalt ... 16
2. ... und die Toleranzfalle 27
3. Die Erfahrung der Hilflosigkeit 34
4. Die Inflation der Chancen 49
5. Ungeliebte Trophäe: der Wanderpokal 53
6. Don Quichotte lässt grüßen 62
7. Eine unendliche Geschichte 72
8. Wenn Behörden »Toleranz« zeigen 84
9. Exkurs I: Mediale Verführungen 91
10. Bewährung und die Ideologie der Freiwilligkeit 104
11. Wenn Politik auf Wirklichkeit trifft 120

II. IRRUNGEN UND WIRRUNGEN 127

12. Ideologische Lagerkämpfe 128
13. Gut gemeint ist noch lange nicht gut gemacht 137
14. Wenn für alle alles gleich sein soll: Inklusion 145
15. Exkurs II: Erziehung im kulturellen Zwiespalt 155

III. WAS GEHEN KÖNNTE, ABER SELTEN LÄUFT 187

16. Wegweiser 188
17. Ungewohnte Forderungen 198
18. Eine verlässliche Beziehung als Voraussetzung 203
19. Unverzichtbar: gesicherte Grundbedürfnisse 207
20. Regeln und Rituale als Orientierungshilfen 218

21. Konsequenzen – ungeliebt und doch notwendig	230
22. Womit wir Schwierigkeiten haben: Konfrontationen	240
23. Heimunterbringung als Notbremse	252
24. Was auch noch hilfreich ist: Money, Mut und Kreativität	256
25. Worauf wir uns einstellen müssen: unbequeme Aussichten	265
LITERATUR	277
DANK	280

EINLEITUNG

Auf einem Workshop kam ich mit einem jungen Strafgefangenen ins Gespräch. Dieser junge Mann, der dem Dozenten bei den Übungen assistierte, hatte mit 19 Jahren einen bewaffneten Raubüberfall begangen und war daraufhin in Haft gekommen. Während der Mittagspause berichtete er mir, dass er schon als Kind Probleme gehabt habe, sich an Regeln zu halten. Mit 13 Jahren sei er dann kriminell auffällig geworden, in den Folgejahren kamen immer neue Fälle hinzu. »Und all diese Jahre hindurch, nach jedem neuen Fall«, so sein Vorwurf, »haben sie mich nur vollgelabert und mich in dem Glauben gelassen, ich könne immer so weitermachen. Wirklich passiert ist sieben Jahre lang nichts. Erst dann, als ich 19 war. Ist das fair?«

Ich konnte diesem Vorwurf nicht widersprechen. In meiner 30-jährigen Arbeit als Lehrer mit verhaltensschwierigen Kindern und Jugendlichen habe ich immer wieder die Erfahrung gemacht, dass endlose Mahnungen, Erklärungen und Strafpredigten gegenüber dissozialem und gewalttätigem Verhalten wenig bewirken.

Dies gilt auch für viele der üblichen Interventionen auf Regelverstöße oder Gesetzesübertretungen. Sie werden von verhaltensschwierigen jungen Menschen weder besonders ernst genommen noch als wirksam eingeschätzt.

Dieser Sichtweise entsprachen auch die Klagen von Pädagogen, für die ich seit 2001 im Themenbereich Gewaltprävention Fortbildungen gegeben habe. Verstörend war vor allem die Erkenntnis, wie wenig Wirkung gut gemeinte, von Toleranz und Verständnis geprägte Reaktionen gegenüber dissozialen Verhaltensweisen zeigten. Angesichts akuter Probleme und des Anspruchs der Politik, im Rahmen der Inklusion verhaltensschwie-

10 Einleitung

rige Kinder und Jugendliche in die Regelschulen aufzunehmen, fühlten sich die Kollegen hilflos und überfordert.

Doch nicht nur Schule und andere pädagogische Einrichtungen sind betroffen. Klagen kommen aus allen Bereichen der Gesellschaft. Aus Gesprächen mit Mitarbeitern anderer Institutionen, von Freizeiteinrichtungen und Verkehrsbetrieben lassen sich ähnliche Probleme erkennen. Die Wirtschaft beklagt bei vielen Berufsanfängern nicht nur unzureichende Kenntnisse der grundlegenden Kulturtechniken, sondern vor allem einen auffälligen Mangel an persönlichen und sozialen Kompetenzen. Eltern sind mit der Erziehung zunehmend überfordert, und in den Medien finden sich fast täglich Meldungen über dissoziale Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen in der Öffentlichkeit. Was bei jungen Menschen zur Gewohnheit wird, hört mit dem Beginn der Volljährigkeit nicht auf.

Als Lehrer macht es mich betroffen, dass sogar Pädagogen vor den anstehenden Problemen kapitulieren. Diese Betroffenheit gilt auch jenen, die durch ihr Verhalten die Schwierigkeiten hervorrufen. Sie haben das Recht auf die bestmögliche Förderung. Und wer, wenn nicht wir als Pädagogen, sollte dazu in der Lage sein. Dabei soll keineswegs übersehen werden, dass die tieferen Ursachen vieler Verhaltensprobleme in sozialen und ökonomischen Mängeln gründen, die nur auf lange Sicht verändert werden können. Doch dies kann keine Entschuldigung dafür sein, einer langsamen Erosion der sozialen Umgangsformen tatenlos zuzuschauen und die gegebene Situation zu akzeptieren. Sind junge Menschen mit sozialen Defiziten erwachsen geworden, begrenzen sich in einer freien Gesellschaft die Möglichkeiten für eine nachhaltige Prävention und Intervention. Umso mehr stehen die Gesellschaft und ihre Institutionen in der Verantwortung, früh und eindeutig einer dissozialen Entwicklung entgegenzuwirken. Allerdings erfüllen sie diese Aufgabe mancherorts eher schlecht als recht. Das hat vielfältige Ursachen, die aktuelle gesellschaftliche Einstellungen und Haltungen spiegeln. Viele Bedingungen, die ich als Einschränkung der pädä-

gogischen Handlungsfähigkeit erlebt habe, sind veränderbar. Dies betrifft neben bürokratischen, juristischen und finanziellen Einschränkungen vor allem den individuellen Umgang mit dissozialen Verhaltensweisen. Das allerdings setzt die Bereitschaft voraus, sich von einigen Illusionen zu lösen und die Probleme differenzierter zu betrachten. Es gilt, sich aus einer Art ideologischer Selbstbeschränkung zu befreien. Aus Verständnis für die individuellen und sozialen Schwierigkeiten der betroffenen Kinder und Jugendlichen wird oft alles vermieden, was den Anschein von Konsequenz und Begrenzung erwecken könnte.

Diese Haltung findet sich nicht nur bei professionellen Pädagogen, sondern kennzeichnet die Ansicht breiter Bevölkerungsschichten. Die Aufbruchsstimmung pädagogischer Reformdiskussionen der letzten Jahre beförderte eine öffentliche Erwartungshaltung an die positive Wirkung einer Erziehungspraxis, die vornehmlich auf eine tolerante Vorgehensweise gründet. Aber nicht selten scheitern Eltern ebenso wie Pädagogen und andere erziehungsrelevante Berufsgruppen mit dieser einseitigen Sichtweise an der Realität. Viele Kinder und Jugendliche entsprechen nicht den idealen Ansprüchen an das erwartete sozial kompetente Verhalten.

Was schon im schulischen Bereich misslingt, setzt sich unter ungünstigeren Vorzeichen im Leben der jungen Erwachsenen fort und prägt immer stärker die öffentliche Kommunikation. Rüpelhaftigkeit, Rücksichtslosigkeit und Aggressionen nehmen zu und werden nicht selten als Ausdruck individueller Freiheitsäußerungen (miss)verstanden. Das Gefühl der allseitigen Überforderung von Eltern, Pädagogen und betroffenen Bürgern zeigt sich in Hilflosigkeit und Resignation.

Was tun? Erziehungsideale und -modelle müssen überprüft werden. Es gilt, kritisch zu hinterfragen, ob deren hoher Anspruch auf Freiwilligkeit, Einsicht und Selbstständigkeit die aktuell vorhandenen Fähigkeiten sozial behinderter junger Menschen in vielerlei Hinsicht überschätzt. Dabei fängt die Handlungsunsicherheit von Lehrern, Eltern und Erziehern keines-

12 Einleitung

wegs erst bei schweren, medienträchtigen Vorkommnissen an. Kein dissozial auffälliger, gewalttätiger Jugendlicher beginnt als Intensivtäter. Aber jeder dieser jungen Menschen wird mit Erfahrungen groß, die sein weiteres Verhalten mitbestimmen. So zeigen sich die Probleme schon im alltäglichen Umgang mit sozial belastenden Verhaltensweisen. Indem Erwachsene hierbei oft nachlässig oder unsicher intervenieren, werden den Kindern und Jugendlichen, die mit ihrem Verhalten Schwierigkeiten haben, vielversprechende Orientierungen und Hilfestellungen für ihre Persönlichkeitsentwicklung vorenthalten.

Begünstigen wir also mit unseren Erwartungen und Idealen, mit unserem Denken und Handeln, vor allem aber mit unseren Unterlassungen die Entstehung und Ausbreitung dissozialen und vielfach gewalttätigen Verhaltens? Bieten wir denen, die mit dem Prozess der sozial-emotionalen Entwicklung größere Schwierigkeiten haben und deshalb besonderer Hilfe bedürfen, ausreichend Unterstützung und Halt? Reicht unser liberales und auf oft grenzenlose Toleranz fußendes Verständnis von Erziehung aus? Falls nein, wie könnten wir es besser machen, ohne in autoritäre Erziehungsmuster der Vergangenheit zurückzufallen? Fragen, die uns tagtäglich beschäftigen und in Zukunft an Dringlichkeit gewinnen werden. Das gilt nicht nur im Hinblick auf die beabsichtigte Inklusion verhaltensschwieriger Schüler in die allgemeinbildende Schule, sondern ganz aktuell auch hinsichtlich hunderttausender junger Menschen, die mit den Verhaltens- und Wertvorstellungen fremder Kulturen im Gepäck als Flüchtlinge zu uns kommen und in das demokratische Wertesystem einer offenen, liberalen Gesellschaft integriert werden müssen.

Ganz gleich, ob wir aus professionellem Interesse, als Lehrer, Erzieher, Eltern oder interessierte Bürger damit konfrontiert werden – die Aufgabe, jungen Menschen die Regeln unseres Rechtsstaates und einer freien, offenen Gesellschaft zu vermitteln, geht uns alle an. Es ist eine der schwierigsten und zugleich entscheidendsten Fragen unserer heutigen Gesellschaft. Von ih-

Einleitung 13

rer Beantwortung wird abhängen, ob und wie wir die sozialen und politischen Probleme in der nahen Zukunft meistern können.

Anmerkung: Wenn im folgenden Text die Bezeichnung der Berufsgruppen in der männlichen Form erfolgt, so ist damit keine Benachteiligung der Frauen, sondern nur eine bessere Lesbarkeit beabsichtigt.

I. WAS LÄUFT, ABER NICHT GEHT

An allem Unfug, der passiert,
sind nicht etwa nur die schuld, die ihn tun,
sondern auch die, die ihn nicht verhindern.

Erich Kästner

Passiert ja doch nichts.

Ein Schülerspruch

16 Teil I Was läuft, aber nicht geht

1. MISSVERSTANDENE VIELFALT ...

Eine fast alltägliche Situation: Stellen Sie sich vor, Sie sind Lehrer, laufen durch das Schulgebäude, und Ihnen begegnet ein fremder Jugendlicher. In selbstverständlicher Gewissenhaftigkeit – Sie sind ja für die Sicherheit der anwesenden Schüler verantwortlich – fragen Sie den jungen Mann: »Wo möchten Sie denn hin?«, oder auch: »Kann ich dir helfen?« Wenn Sie den hippen Sound großstädtischer Umgangsformen gewohnt sind, werden Sie wahrscheinlich nicht überrascht sein, wenn die Antwort lautet: »Was geht dich das an, Alter?«, und Sie ansonsten ignoriert werden.

Abgesehen davon, dass dies eine recht harmlose Variante der möglichen Antworten darstellt, werden Sie jetzt vielleicht denken: Ja, was soll's? Für viele junge Menschen ist das doch völlig normal heutzutage. Sie sind es in ihrem Umfeld einfach so gewohnt. Wo ist das Problem?

In meinen Seminaren zur Gewaltprävention stelle ich den Teilnehmern häufig solche Beispielsituationen zur Abstimmung. Wer stört sich an dieser Antwort, interveniert vielleicht gar? Wer nimmt sie hin, auch wenn sich in den verschütteten Resten seines erzieherischen Anspruchs ein leiser Unmut regt, oder wem ist dies überhaupt gleichgültig? Kaum ein Teilnehmer nimmt wirklich Anstoß. Die meisten tolerieren solch ein Verhalten als Umgangsform, die sie zwar nicht begrüßen, aber achselzuckend akzeptieren, weil sie sich mittlerweile vielerorts eingebürgert hat. Sie sind es leid, sich damit auseinanderzusetzen. Aber auch wer solchen Antworten als Ausdruck jugendlichen Freiheitsbedürfnisses viel Verständnis entgegenbringt, wird zugestehen müssen, dass die Gewöhnung daran weder für die zwischenmenschliche Kommunikation noch für die Verhaltenserwartungen der künftigen Berufswelt der Jugendlichen förderlich ist.

1. Missverständene Vielfalt ... 17

Was tun? Wir müssen durch einen nachhaltigen Lernprozess der Einstellung entgegenwirken, dass solch ein Verhalten in der Gesellschaft »normal« sei – was allerdings nur gelingt, wenn die Erwachsenen es tatsächlich nicht für normal halten. Und hier haben wir schon ein erstes Problem.

Um dem vorschnellen Einsortieren in Vorurteilsschubladen vorzubeugen: Es geht nicht darum, »unangepasstes« Verhalten zu unterbinden, nicht um grüne oder blaue Haare, Piercings, den Musikgeschmack, alternative Formen des sozialen Zusammenlebens oder der politischen Meinungsäußerung. Es geht um wohlbegründbare Verhaltensweisen, die das soziale Zusammenleben in unserer Gesellschaft regeln und prägen und deren Missachtung allen Beteiligten letztlich zum Schaden gereicht.

Wir dürfen sozial negatives Verhalten nicht hinnehmen, weil das gehäufte Auftreten zu einer unerwünschten Veränderung in der kommunikativen Atmosphäre einer Gemeinschaft führen kann. Da solche Reaktionen bei manchen jungen Menschen Testcharakter haben, ist eine Steigerung nicht ungewöhnlich. Der Nächste, der eine ähnliche Frage stellt, bekommt vielleicht zu hören: »Verpiss dich, Alter«, oder auch: »Fick dich«, körper-sprachlich ergänzt durch den gestreckten Mittelfinger. Nicht nur Pädagogen an Brennpunktschulen können von der schleichend zunehmenden Vermehrung dieser Umgangsformen seit Jahren ein Lied singen. Auch das öffentliche Umfeld ist davon betroffen. Es sind oft ununterbrochene Aneinanderreihungen von Respektlosigkeiten und Provokationen bis hin zu körperlicher Aggressivität, die täglich ertragen werden müssen. Während der einzelne Bürger in hilfloser Resignation die Begegnung mit größeren Gruppen Jugendlicher unter diesen Umständen zu meiden versucht, zeigen sich bei den betroffenen Pädagogen die Folgen in hohen Krankenständen und zunehmenden Burn-out-Diagnosen. Wer hier nicht schon am Anfang beginnt, Grenzen zu ziehen, kann schnell den Kompass für die Beurteilung sozial akzeptierten Verhaltens verlieren.

Vor allem junge Menschen, die Ähnliches in ihrem privaten

18 Teil I Was läuft, aber nicht geht

Umfeld täglich erleben und weitere Verhaltensvorbilder hauptsächlich aus den Medien und der Peergroup entnehmen, neigen dazu, ihre gewohnte Kommunikation für normal zu erachten. Das ist verhängnisvoll, besonders für die Lebens- und Berufsperspektiven dieser jungen Menschen. Nach Aussagen der Industrie- und Handelskammer Berlin im Jahr 2014 sind für 30 Prozent der Unternehmen soziale Kompetenzen wichtiger als das Abschlusszeugnis.

Das könnte für viele eine Chance sein. Doch die Klagen, die von den Ausbildungsstätten der Wirtschaft über das Sozialverhalten mancher Azubis geführt werden, geben zu denken. Jedes dritte Unternehmen moniert mangelnde Umgangsformen. Sei es der Umgang mit Vorgesetzten oder Kunden, die Unfähigkeit Kritik zu ertragen, mangelnde Zuverlässigkeit bis hin zu nachlässigem Umgang mit Werkzeug und Materialien.

Flapsige Antworten, so berichtete mir ein Handwerksmeister, hätte er früher manchmal selbst gegeben. Damit könne er umgehen. Doch habe er immer ein Gefühl dafür gehabt, was der Situation angemessen war und wo die Grenzen lagen. Heute dagegen empfinde er viele Azubis als dreist und anmaßend. Sie riskierten eine große Lippe, ohne dies durch Können und Interesse an der Tätigkeit zu bestätigen. Auch fehle ihnen eine realistische Selbsteinschätzung, was häufig Fehler provoziere und eine kritische Reflexion über das eigene Verhalten erschwere. Dazu gehörten auch pünktliches Erscheinen, insbesondere bei Verabredungen mit Kunden und Arbeitskollegen, sowie rechtzeitige Benachrichtigung im Fall von Krankheit. Er habe manchmal den Eindruck, als hätten die Jugendlichen dafür kein Problembewusstsein. Das gelte auch für die Auswirkungen auf die Arbeit von Kollegen, die zu Recht ungehalten seien, wenn Absprachen und Termine von den Azubis nicht eingehalten würden. Die Reaktion auf Zurechtweisungen sei dann häufig entweder ein kindliches Beleidigtsein oder aufbrausende Abwehr. Klarzumachen, dass die Ordnung und Pflege des Materials von erheblicher Bedeutung sei, sei ebenfalls nicht einfach. Dies als niedere und damit unan-

1. Missverständene Vielfalt ... 19

gemessene Tätigkeit zu betrachten, scheinete unter jungen Leuten wohl inzwischen üblich.

Besonders ärgerlich empfand der erfahrene Handwerker den oft erlebten Mangel an Teamfähigkeit. Persönliche Animositäten, die sich bis zu mobbingähnlichen Zuständen steigerten, stünden einer konstruktiven Zusammenarbeit nicht selten entgegen. Den jungen Leuten falle es offensichtlich schwer, ihre eigenen Befindlichkeiten zurückzustellen. Statt sich gegenseitig zu helfen, würden die Schwächen anderer ausgenutzt, auch um sich selbst zu profilieren. Die Fähigkeit, Schwierigkeiten auszuhalten, vielleicht auch einige Zeit mit einem weniger verständnisvollen Kollegen zusammenzuarbeiten, sei immer seltener zu beobachten. Dafür steige die Neigung, schon bei kleinen Problemen alles aufzugeben.

Ich hatte Ähnliches selbst festgestellt. Während verschiedener Praktikumsbegleitungen konnte ich erleben, wie persönliche Streitigkeiten zwischen Praktikanten die Arbeitsatmosphäre überlagerten und manche Anforderungen als unzumutbar angesehen wurden, was in einigen Fällen sogar zum Abbruch des Praktikums führte. Die Jugendlichen verhalten sich oft so, wie sie es aus ihrer Freizeit, aber auch aus der Schule gewohnt sind, und gehen mit ihrem Umfeld entsprechend um. Dass man am Arbeitsplatz allerdings selten Verständnis für jugendkulturelle Umgangsformen aufbringt, ist naheliegend. Nehmen wir nur das harmloseste der obigen Beispiele. Haben Sie schon mal Ihrem Chef auf eine seiner Fragen entgegnet: »Was geht dich das an, Alter?«

Ehemalige Schüler berichteten mir des Öfteren, dass die so mühselig ergatterte Berufsbildungsmaßnahme sehr plötzlich beendet war, weil sie auf wiederholte Ermahnungen mit Sprüchen reagiert hatten, die sie, anders als die Ausbilder, für »normal« hielten. Bei manchen vorzeitig abgebrochenen Betriebspraktika, von denen Kollegen berichteten und die ich oft genug selbst miterleben musste, waren es dauernde Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit in Verbindung mit provokantem Verhalten,